

„Das Naturgesetz ist löchrig“
Predigt zu Mk 16,1-8
Ostersonntag, 5. April 2015
Evang.-Luth. Christuskirche, Bad Neustadt a.d. Saale

[Predigttext ist Evangeliumslesung.]

1 Und als der Sabbat vergangen war, kauften Maria von Magdala und Maria, die Mutter des Jakobus, und Salome wohlriechende Öle, um hinzugehen und ihn zu salben. 2 Und sie kamen zum Grab am ersten Tag der Woche, sehr früh, als die Sonne aufging. 3 Und sie sprachen untereinander: Wer wälzt uns den Stein von des Grabes Tür? 4 Und sie sahen hin und wurden gewahr, dass der Stein weggewälzt war; denn er war sehr groß. 5 Und sie gingen hinein in das Grab und sahen einen Jüngling zur rechten Hand sitzen, der hatte ein langes weißes Gewand an, und sie entsetzten sich. 6 Er aber sprach zu ihnen: Entsetzt euch nicht! Ihr sucht Jesus von Nazareth, den Gekreuzigten. Er ist auferstanden, er ist nicht hier. Siehe da die Stätte, wo sie ihn hinlegten. 7 Geht aber hin und sagt seinen Jüngern und Petrus, dass er vor euch hingehen wird nach Galiläa; dort werdet ihr ihn sehen, wie er euch gesagt hat. 8 Und sie gingen hinaus und flohen von dem Grab; denn Zittern und Entsetzen hatte sie ergriffen. Und sie sagten niemandem etwas; denn sie fürchteten sich.

Liebe Gemeinde!

Das Wetter heuer an Ostern ist nun doch noch ganz schön geworden. Etwas kalt, aber doch schön. Was hat dieses Thema die Wetterberichte in den letzten sieben Tagen beschäftigt: wie wird das Wetter an Ostern? Am liebsten hätten wir grundsätzlich schön warmes Frühlingswetter. Denn es liegt auf der Hand: Die warme Frühlingssonne ist Symbol dafür, dass nach dem unwirtlichen Winter das Leben wieder neu erwacht.

Der krasse Gegensatz zwischen den Jahreszeiten: er ist typisch für uns in Mitteleuropa und hat unsere Entwicklung im Lauf der Jahrhunderte wahrscheinlich mehr beeinflusst als wir gemeinhin denken. Es prägt eine Gesellschaft, wenn man nur die eine Hälfte im Jahr säen und ernten kann und für die andere Hälfte Vorsorge treffen muss.

Ein Freund von mir lebte und arbeitete einige Jahre in Papua-Neuguinea. Der Unterschied dort zwischen Sommer und Winter: im Winter hat es statt 36 Grad nur 34 Grad, aber dafür mehr Regen. Manche werden denken: paradiesisch. Aber Vorsicht. Saat und Ernte sind ganzjährig möglich. Und eine Vorsorge für den Winter kennt man dort nicht.

Unbeschreiblich dagegen die Gefühle, die nach einem knackig-kalten Winter die ersten Frühlingssonnenstrahlen in uns auslösen. Unbeschreiblich, obwohl wir es komfortabel warm haben mit beheizten Häusern und Autos. Wie muss daher dieses Gefühl erst gewesen sein vor Zeiten, als bestenfalls ein einziges Zimmer im Haus beheizbar war? Noch meine Großmutter erzählte mir von bitterkalten Winternächten an der Nordsee, wo man sich danach sehnte, dass der sogenannte Bettkasten, ein Behälter mit heißen Steinen, der im Winter seine Runde durch die Betten der ostfriesischen Bauernhäuser machte, endlich wieder bei einem selbst landete. Wenn es da merklich Frühling wurde, war das in der Tat fast wie eine Auferstehung.

Die Natur und das Oster fest. Ostern heißt nur bei uns Ostern. In den Niederlanden heißt es Pasen. In Italien Pasqua. Das zeigt, dass sich unser Osterfest vom alttestamentlich-jüdischen Passafest herleitet. Der Name Ostern selbst stammt nach der Ansicht früher Gelehrter von der

angelsächsischen Morgengöttin Eostra, die im Althochdeutschen Oстера heißt. Neuerdings gibt es auch andere Erklärungen. Aber wie dem auch sei: das Osterfest ist stark eingebunden in die Jahreszeit. Um Ostern werden die Tage wieder heller und länger nach den langen dunklen Winternächten. Es wird wärmer. Ist Ostern also das Fest des wiedererwachenden Lebens? Nein, natürlich (!) nicht.

Der Winter mit Schnee und Dauerfrost scheint in unseren Breitengraden zur Seltenheit zu werden. Die Gründe dafür sind bekannt. Aber selbst wenn ein Winter noch so lange dauern sollte, ist der darauf folgende Frühling keine Überraschung. Er ist vielmehr ein Gesetz der Natur. Ostern ist dagegen kein Naturgesetz, sondern eine Überraschung: die große Überraschung, die Gott uns Menschen gemacht hat. Das erfahren die Frauen, von denen wir vorhin in der Lesung gehört haben.

Eine Überraschung kommt unerwartet — sonst wäre es keine. So geht es auch den Frauen, die nach den biblischen Berichten das erste Osterfest der Welt erleben. Am frühen Sonntagmorgen nach dem Sabbat kommen sie zum Grab Jesu. Der war am Freitag zuvor gekreuzigt worden und nach seinem grausamen Tod in ein Felsengrab gelegt worden. Weil der Sabbat mit seinem Ruhegebot bereits schon am Vorabend bei Sonnenuntergang beginnt, konnten die Frauen mit der Pflege des Leichnams am Freitagabend nicht mehr aktiv werden. Am Sabbatende am darauffolgenden Samstagabend trauten sie sich in der Dunkelheit wahrscheinlich nicht mehr zum Grab. Also machten sie sich am Sonntag gleich nach Tagesanbruch gleich auf den Weg.

Die Frauen bemerken, dass der große Stein, der das Grab verschloss, weggerollt worden war. Und dass der Leichnam Jesu auch nicht mehr da war. Wurde er heimlich an einen anderen Ort gebracht? Um was auch immer damit vorzutäuschen? Da werden die Frauen plötzlich auf einen geheimnisvollen Jüngling aufmerksam, und der verkündet ihnen die größte Überraschung ihres Lebens: Jesus ist nicht hier, er ist auferstanden!

Und jetzt kommt die nächste Überraschung. Eigentlich hätten wir jetzt Osterjubiläum bei den Frauen erwartet und dass sie sich sofort aufmachten, um auch den andern Jüngern von der großen Freude zu erzählen. Aber der Evangelist Markus berichtet uns etwas anderes: *Da gingen die Frauen hinaus und flohen von dem Grab; denn Zittern und Entsetzen hatte sie ergriffen. Und sie sagten niemandem etwas; denn sie fürchteten sich.* Die Frauen hatten wohl mit allem gerechnet, aber nicht damit, dass Jesus auferstanden ist, dass er von Gott auf-erweckt worden war. Was für eine unfassbare Überraschung! Und gegen alle Naturgesetze, dass ein Toter wieder lebendig werden könne.

Die Vorstellung, dass Naturgesetze plötzlich außer Kraft gesetzt werden, ist erschreckend. Stellen wir uns vor, das Naturgesetz der Schwerkraft würde plötzlich aufgehoben. Naturgesetze wie alle Gesetzmäßigkeiten überhaupt verleihen unserem Leben Stabilität. „Es ist, wie es ist.“ Damit kann man sich abfinden, sich arrangieren. Manchmal. Aber manchmal nicht. Und dann ist das „Es ist, wie es ist“ wie ein bleiernes Joch, das uns niederdrückt. Den Angehörigen der bei dem Airbus-Unglück ums Leben gekommenen Menschen hilft ein „Es ist, wie es ist“ überhaupt nicht weiter. Oder der Familie des Unglückspiloten.

Ostern durchbricht das „Es ist wie es ist“. Ostern ist das Durchbrechen des umfassendsten Naturgesetzes aller Zeiten, nämlich dass nach dem Leben der Tod kommt. Alles was lebt, stirbt einmal und kommt nie mehr ins Leben zurück. Seit Ostern ist dieses Naturgesetz löchrig

geworden. Die Frauen am Grab sind die ersten, die diesen Durchbruch mitbekommen. Kein Wunder, dass sie zunächst erschrecken.

Was die Frauen erst nach und nach realisiert haben und als Zeugen für uns heute weitergeben: Jesu Leben ist nicht einfach weitergegangen. Der Sensenmann wurde nicht wie beim Brandner Kaspar überlistet. Jesus hat keine Lebensverlängerung bekommen. Nein. Er lebte, starb und ist auferstanden. Das ist etwas völlig anderes. Es ist ein völlig neuer Anfang. Der auferstandene Jesus ist Beginn der neuen Schöpfung.

Das bedeutet auch: seit Jesu Auferstehung ist kein Mensch mehr von den Toten auferstanden. Aber mit Jesu Auferstehung zeigt uns Gott, wohin sein Weg mit uns geht. Die Gesamtperspektive wird sichtbar und sie heißt, auch wenn wir einmal sterben müssen, Leben.

Perspektive Leben auch wenn noch gestorben werden muss. Das ist Ostern. Das Naturgesetz des Todes war in Jesus schon einmal aufgehoben. Und jetzt ist es löchrig. Der Tod hat nicht mehr das letzte Wort.

In der Osterausgabe der Süddeutschen Zeitung lautet der Leitartikel: „Da hilft nur beten.“ Heribert Prantl räsoniert darin über den Zusammenhang von Ostern und Beten und schreibt: „Beten gilt als kindlich und kindisch – weil das Gebet meist die erste frühe Begegnung mit dem Glauben war. Und doch sind die frommen Verse, die einem die Oma als Abendgebet gelehrt hat, auf zarte Weise vertraut geblieben.“ Und: „der Beter weiß, dass Beten ohne einen Rest von kindlichem Urvertrauen nicht funktioniert.“¹

Kindliches Urvertrauen. Neulich las ich über einen kleinen Jungen auf einer Kinderpalliativstation: „Oskar ist zehn Jahre alt, hat Krebs, liegt in einer Klinik und schreibt Briefe an den lieben Gott. Der Junge lässt sich nichts vormachen: ‚Man tut immer so, als käm’ man nur in ein Krankenhaus, um gesund zu werden. Dabei kommt man auch rein, um zu sterben.‘ Er verstand es, trotz schlechter Prognosen weiterzuleben, wurde aber immer müder und fühlte sich rasch älter werden. Er schreibt: ‚Lieber Gott, hundertzehn Jahre alt. Das ist ’ne Menge. Ich glaub, ich fang zu sterben an. Oskar.‘ Dann ist der kleine Junge tot. Drei Tage vorher stellte er ein Schild auf seinen Nachttisch, worauf stand: ‚Nur der liebe Gott darf mich wecken.‘“²

Bei dem kleinen Oskar zeigt sich, dass das Naturgesetz des Todes löchrig geworden ist.

Manche sagen, wir sterben schon im Laufe unseres Lebens viele kleine Tode. Da mag etwas daran sein. Wir erleben aber genauso viele kleine Auferstehungen. Ostern ist freilich mehr. Aber diese kleinen Auferstehungserfahrungen werden wegen Ostern nun sichtbar. Sichtbar, weil das Naturgesetz des Todes löchrig geworden ist. Wir können hindurchschauen und Gottes neue Welt mitten in der unsrigen entdecken.

Wie die Frauen werden auch wir an diesem Osterfest wieder in unser Leben zurückgeschickt. Jetzt aber begleitet unseren Weg die Sonne von Ostern (egal wie das Wetter ist), warm und angenehm leuchtend. Und durch die Löcher im Naturgesetz des Todes blicken wir neu auf diese Welt und unser Leben.

Anmerkungen:

- 1) Süddeutsche Zeitung vom 04. April 2015, S. 4. Der Leitartikel in Gänze: Manchmal scheint es keinen Ausweg mehr zu geben, manchmal gibt es wirklich keinen mehr. Manchmal scheint alles verloren zu sein, manchmal ist wirklich alles verloren. Manchmal gibt es nichts mehr, was Rettung bringt oder wenigstens Zuversicht: keinen Aufschub, keinen Ausweg, keine Flucht und keine Fristung; es gibt nur das echt oder vermeintlich Unabänderliche: kein Ostern, nirgendwo; keine Auferstehung, kein Halleluja. Manchmal schlägt diese Erkenntnis ein wie ein Blitz; manchmal schleicht sie sich an wie ein Dieb. Manchmal quält die Schärfe dieser Erkenntnis nur einen einzelnen Menschen, kaum ein anderer kann dessen Ausweglosigkeit nachempfinden. Manchmal ist es kein Einzelner, sondern eine große Gefahrengemeinschaft, die ihr Verlorensein spürt. Krankheiten und Katastrophen können eingebildet sein oder furchtbar real; und je nachdem kann der Spruch „Da hilft nur beten“ eine kleine, gar spöttische Ermunterung sein, die ein ironisch trainiertes Bewusstsein kitzelt – oder aber ein schicksalsschwerer und verzweiflungsnaher Satz, der ein Wunder beschwört. „Not lehrt beten“, heißt ein Spruch, in dem sich Geschichte und Welterfahrung spiegeln. Beten Sie? Mit kaum einer anderen Frage kann man Menschen so irritieren. Die Frage ist peinlich, die Antwort ist peinlich; es offenbart sich in dieser sprachlosen Peinlichkeit so etwas wie eine transzendente Obdachlosigkeit. Beten gilt als kindlich und kindisch – weil das Gebet meist die erste frühe Begegnung mit dem Glauben war. Und doch sind die frommen Verse, die einem die Oma als Abendgebet gelehrt hat, auf zarte Weise vertraut geblieben. Oft ist Beten daher auch das Letzte, was Menschen in ihrem Leben tun. Alpha und Omega. Beten Sie? Die Frage gilt als Zumutung, die gestammelte Antwort ist meist auch eine – weil der Beter weiß, dass Beten ohne einen Rest von kindlichem Urvertrauen nicht funktioniert. Beten ist reden mit Gott, mit einem Wesen also, das nicht antwortet. Das ist naiv, das ist seltsam, das ist suspekt, das gilt als ein Überbleibsel der alten und unaufgeklärten Zeiten in einer säkularisierten Welt. Ist das wirklich so? Ist Beten praktizierte Unvernunft? „Willst du hören von Liebe und Tod“ – so beginnt der mittelalterliche Roman von Tristan und Isolde. Liebe und Tod: In diesen Worten spiegeln sich das Menschenleben, seine Wunder, seine Not, sein Glück und Schmerz. Die Gebete der Menschen kreisen seit jeher darum: Liebe, Tod, Erbarmen. Beten hat mit Grenzerfahrungen zu tun. Beten, sagen die Religionswissenschaftler, sei schlechthin selbstverständlich. Ist das noch so in Westeuropa? In allen heiligen Büchern sämtlicher Religionen ist das Beten einfach da und immer da gewesen. Beten war und ist also ein Menschheitsbrauch. Geht er zu Ende, oder verändert er sich? Ist das Kreuz, das der Fußballer vor dem Elfmeter schlägt, ein letzter Rest des Brauchtums – und das Händefalten in einer Notlage auch? In Umfragen bekennen sich erstaunlich viele Menschen zum Beten. Sie tun das oft schamhaft und ungelenkt. Aber ist das nicht besser als die Schamlosigkeit, mit der US-Präsident Bush jr. sich vor dem Irak-Angriff öffentlich im Gebet gezeigt hat? Das Gebet ist lebendiger als die Kirchen, die es lehren. Es ist deswegen lebendiger, weil man die kirchlichen Lehren und ihre Hierarchie dazu nicht unbedingt braucht; andererseits hängen die Rituale auch daran, dass die Institutionen, die diese Rituale tradieren, weiter existieren. Das Beten gibt der Not eine Sprache, es vermeidet die Sprachlosigkeit in existenzieller Lage. Beten heißt: eine Sprache und eine Geste finden für Glück, Unglück und Wünsche. Da gibt es nichts, was man nicht sagen dürfte – bis dahin, dass der Beter seinen Gott schüttelt und anklagt: „Warum hast du mich verlassen?“ „Warum?“, klagt der Beter. „Wie lange?“, fragt er. Man erlegt sich keine Zensur auf im Gebet. Ist das Glaube? Das ist nicht wichtig. Man kann auch ungläubig beten. Wichtig ist: Wer Fragen stellt, resigniert nicht. Wer fragt, klagt, bittet, wer aufgeehrt – der hat schon angefangen, etwas zu unternehmen gegen das, was ihm und den anderen angetan wird. Wer es nicht mit dem religiösen Wort „Gebet“ benennen will, nenne es therapeutisches Selbstgespräch. Und wenn das, was man Gebet nennt, dabei hilft, der absoluten Sinnlosigkeit standzuhalten, wenn der Tod so nicht das allerletzte Wort hat – dann ist das überhaupt nichts Frömmliches, dann hat das Gebet etwas Österliches: Es hilft beim Wieder-Aufstehen. Was kann ein Gebet denn schon ändern, fragt man sich. Christen glauben an die Macht des Gebetes, daran, dass es sehr viel ändern kann. Sie bestürmen ihren Gott daher mit kleinen und großen Bitten. Es gibt „Weltgebetstage“ für bestimmte Anliegen. Und die Wallfahrtsorte hängen voll mit Danksagungen für erfahrene Hilfe. Das alles muss man nicht glauben; und als Nichtchrist mag man das belächeln. Gott, wenn es ihn gibt, ist kein Icon, das man anklickt, um das Programm zu öffnen, das man haben will. Wenn ein christlicher Schriftsteller wie der zu Unrecht vergessene Reinhold Schneider 1936 sein berühmtes Sonett wider die Nazis schreibt „Allein den Betern kann es noch gelingen / Das Schwert ob unseren Häuptern aufzuhalten“ – dann denkt man sich, dass ein klarer Widerstand der Kirchen erfolgreicher gewesen wäre als die Beterei. Aber das ist überheblich, weil Beten tatsächlich etwas verändert. Es verändert den Betenden. Dem evangelischen Pfarrer Dietrich Bonhoeffer, dessen Hinrichtung sich jetzt zum 70. Mal jährt, war klar, dass man Hitler nicht wegbeten konnte. Aber aus dem Gebet schöpfte er Kraft zum Widerstand. Es ist die Macht des Gebetes, dass es etwas mit dem Menschen macht, der betet. Beten kann heilen und wieder mit dem Lebenswillen verbinden. Teresa von Avila, die vor 500 Jahren geborene Mystikerin, vergleicht die Wirkung des Gebets für die Seele mit dem Regen, der einen Garten bewässert. Das Klage- und Bittgespräch macht ruhiger, geordneter, gewisser. Es macht auch mutiger. Manchmal so, dass man die Welt tatsächlich ein wenig zum Guten verändern kann. Dann ist Ostern.
- 2) Süddeutsche Zeitung vom 02. April 2015, S. 3.